



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der öden Schlösser ehemaliger Günstlinge, an denen du vorbeigekommen bist, in ihren verwachsenen Gärten dem Verfall preisgegeben.

Du siehst Ufer, die dir entgegenzukommen und sogleich wieder zu fliehen und sich in Buchten zurückzuziehen scheinen. Alles trägt dir den Begriff von Vergänglichkeit entgegen, von Schönheit, die doppelt erstrebenswert erscheint in ihrer Unbeständigkeit. Rätselhafte und lockende Orte von wundersamem Zauber.

Die Wasserflut des Bosporus spendet dir Liebestränke und das Wunder des Vergessens. Sie ist wie eine schöne unverlässliche Geliebte. Du siehst in den Buchten fröhlich schaukelnde Raiks auf den Wellen, die soeben ein beherztes Boot heimlich in die Tiefe gezogen haben. Du siehst Menschen, die hellgekleidet am Ufer wandeln, an Begräbnisstätten und Kerkertürmen und Ruinen vorbei. Und wie wohl du weißt, daß es an diesen zauberhaften Ufern nicht eine Stelle gibt, die nicht durch Meuchelmord oder offenen Kampf von Blut besetzt worden, so bist du doch in ihrem unwiderstehlichen Bann. Denn sie geleiten dich, sie weisen dich zu dem wunderbaren, unendlichen, mannigfaltigen und einzigen Konstantinopel!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspspiegel

Berlin, 28. Mai 1910.

(Das Ende der Wahlrechtsvorlage — Kaiser Wilhelm und Herr Richon.)

Das Spiel ist zu Ende; die Wahlrechtsvorlage hat ausgelitten. Die Umstände, unter denen es geschah, wird jeder unsrer Leser aus der Zeitung erfahren haben; wir können sie also als bekannt voraussetzen. Es würde auch vollkommen überflüssig sein, sich in einer nachträglichen Betrachtung noch einmal in das Gewirr der einzelnen Anträge zu vertiefen, ihre taktische Bedeutung oder ihre voraussichtlichen Wirkungen zu untersuchen und sich alle Einzelheiten zu vergegenwärtigen, um ein treues Bild der Stunden festzuhalten, in denen der verunglückten Vorlage das Zünglein geläutet wurde. Denn, offen gesagt, so war uns die seltsam Verbliehene nicht ans Herz gewachsen. Größer als unsre Teilnahme an ihrer Rettung war die heimliche Sorge, es möchte vielleicht aus mangelnder Festigkeit der Regierung einem blöden Krüppel das Leben erhalten bleiben. Solange freilich die Hoffnung bestand, daß noch irgend etwas Brauchbares, wenn es auch nur einen kleinen Fortschritt bedeutete, zustande kommen könnte, haben wir es für unsre Pflicht gehalten, diese Möglichkeit nicht zu stören, vielmehr der Regierung zu helfen, daß sie ein Königswort einlösen konnte. Aber es hat sich nun klar herausgestellt, daß der Augenblick, dieses Problem zu lösen, noch nicht gekommen ist. Der Wille, es zu lösen, besteht fort, also ist keine Ursache zur Beunruhigung vorhanden, wenn die gesetzgebenden Faktoren, die sich, den Ordnungen der Verfassung gemäß, damit beschäftigt haben, noch nicht das letzte Ziel erreichen konnten.

Die Mängel, die der Vorlage von Anfang an anhafteten, sind oft genug hervorgehoben worden. Auch haben wir kein Fehl daraus gemacht, daß wir die Methode nicht billigten, die bei der Einbringung befolgt wurde. Die Vorlage

war unter ganz andern Voraussetzungen und in einer ganz andern politischen Lage angekündigt und versprochen worden. Es war ja außerordentlich ehrenwert und zugleich durch die Rücksicht auf die Krone geboten, daß der neue Ministerpräsident sich durch die bestehenden Schwierigkeiten nicht abschrecken ließ und sie nicht zum Vorwand nahm, den Versuch zu unterlassen oder ihn ad calendas graecas zu vertagen. Aber es entsprach nicht den Anforderungen der Lage, einen Entwurf dieser Art hinter den verschlossenen Türen der Amtsstuben ausarbeiten zu lassen und, hiermit unvorbereitet zwischen die nervös erregten Parteien tretend, eine Aufgabe durch sachliche Autorität lösen zu wollen, die von vornherein darauf zugeschnitten war, durch geschicktes Zusammenführen der Parteien nicht endgültig gelöst, wohl aber um ein erkennbares Stück der Lösung näher gebracht zu werden. Deshalb waren schon zu Anfang die Aussichten auf das Zustandekommen nicht allzu groß. Aber es muß der Regierung zum Verdienst angerechnet werden, daß sie zwar, um überhaupt etwas zustande zu bringen, an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegen die die Lage beherrschenden Parteien ging, aber doch der Versuchung widerstand, eine Lösung anzunehmen, die trotz ihrer Unterstützung durch eine zahlenmäßige Mehrheit im Landtage dennoch auf einer gar zu gebrechlichen Unterlage aufgebaut war.

Die Wahlrechtsreform konnte nicht ohne die Mittelparteien gemacht werden. Das lag im Wesen der Sache. Nicht etwa so, als ob die Mittelparteien unter allen Umständen ein besonderes Vorrecht hinsichtlich ihrer Beteiligung an der Gesetzgebung hätten. Es mag eine ganze Reihe von Aufgaben der Gesetzgebung geben, in denen sich die Regierung zur Durchbringung ihrer Vorschläge einfach auf die Mehrheit stützt, die sie dafür findet. Wir können uns Umstände denken, in denen vielleicht die Mittelparteien eine Zeitlang völlig ausgeschaltet erscheinen können, ohne daß der Staat darunter leidet. Anders jedoch muß es beurteilt werden, wenn Aufgaben, die nicht bestimmte Interessentkreise oder Fragen technischer Natur berühren, sondern die mit der Verfassung und den allgemeinen Parteiverhältnissen zusammenhängen, lediglich nach den Wünschen extremer Parteien ihre Lösung finden und nur unter dem Widerspruch aller vermittelnden und ausgleichenden Richtungen zu einem Ergebnis führen. Bei der Wahlrechtsvorlage kamen noch besondere Verhältnisse hinzu. Auf der rechten Seite wünschte eine sehr starke Minderheit überhaupt keine Änderung des Wahlrechts und war nur aus taktischen Gründen bereit, sich an der Mitarbeit bei der Reform zu beteiligen. Das schloß von vornherein jede radikale Lösung der Aufgabe aus, weil dafür nie eine Mehrheit zu erlangen gewesen wäre.

Aber in dem Überwiegen der parteitaktischen Gesichtspunkte lag eine gewisse Gefahr. Weil keine Partei Aussicht hatte, ihre besondern Wünsche wirklich erfüllt zu sehen, jede aber sich zugleich scheute, bei einem Reformwerk abseits zu stehen, das sich unmittelbar mit den Rechten der Wähler befaßte und daher wie kein andres ein bequemes Agitationsmaterial für die nächsten Wahlen bot, war die Versuchung um so größer, die Parteigrundsätze bei der Behandlung dieser Frage nur als Mäntelchen umzuhängen und — immer unter dem Vorwande, im Interesse des Vaterlandes und der Wähler die Sache nicht ganz scheitern zu lassen — ein politisches Schachspiel zu beginnen, das vor allem eine möglichst günstige Konjunktur für die Parteipolitik bei den nächsten Wahlen schaffen sollte. So erlebten wir das merkwürdige Schauspiel, daß die Regierungsvorlage vom Abgeordnetenhause fast in ihr Gegenteil verkehrt wurde, und daß die Mehrheit, die diese sonderbare Gestaltung geschaffen und dadurch die Beratung im Herrenhause ermöglicht hatte, aus zwei Parteien bestand, deren jede im Grunde etwas ganz andres wollte. Die

Konservativen wollten überhaupt keine Wahlreform, das Zentrum wollte eigentlich das Reichstagswahlrecht auf Preußen übertragen, und doch waren beide zu einem Kompromiß gelangt, der vor allem den schwarzblauen Block retten, die patriotische Uneigennützigkeit der Beteiligten in bengalischer Beleuchtung zeigen und die Mittelparteien, die sich an diesem Manöver nicht beteiligen konnten, ins Unrecht setzen sollte.

Zum Glück erkannte die Regierung die Unmöglichkeit, dieses Mehrheitswerk als eine wirkliche Grundlage für eine sachliche Lösung der übernommenen Aufgabe anzusehen. Sie wußte das Herrenhaus zu bewegen, die Vorlage wieder so umzugestalten, daß eine Mitwirkung der Mittelparteien bei der endgültigen Formulierung des Gesetzes möglich wurde. Nun hatte sich aber schon in der letzten Zeit klar gezeigt, daß den Parteien mit diesem Ausweg wenig gebiet war. Das Zentrum hatte an einer möglichen Verständigung der Konservativen mit den Mittelparteien nicht das geringste Interesse; nicht um dieses Ergebnis herbeizuführen, hatte es sich von seinen früher vor dem Lande verkündeten Grundsätzen, die auf ein radikales Wahlrecht abzielten, entfernt. Den Konservativen allein konnte das Zentrum dieses Opfer bringen — aus Gründen, die jeder Zentrumswähler verstand; es geschah, damit die Partei durch die Gestaltung der Vorlage nach der freien Übereinkunft der beiden größten Parteien des Abgeordnetenhauses Herr der Situation blieb. Aber der Regierung, die einen eigenen Willen bekundete, ein Opfer zu bringen und das Tor für die unerwünschte Mitwirkung anderer verhaßter Parteien zu öffnen, das fiel den Herren gar nicht ein. Darum setzten sie den Herrenhausbeschlüssen ein einfaches „Unannehmbar“ entgegen.

Für die Konservativen bedeutete das eine gewisse Schwierigkeit. Sie hatten im Innern der Partei ohnehin starke Widerstände zu überwinden, wenn sie sich auf die ganze Reformsache überhaupt einließen. Nun sollten sie der Regierung neue Zugeständnisse machen, wo es doch nach ihrer Meinung schon Zugeständnisse genug war, daß sie überhaupt mitmachten. Andererseits hatten ein völliger Rückzug und die Befolgung des vom Zentrum gegebenen Beispiels, das Versagen einer hier so bequem gegebenen Möglichkeit, wieder einmal mit Freikonservativen und wahrscheinlich auch einem Teil der Nationalliberalen zusammenzugehen, gleichfalls manche Bedenken. Die Bereitwilligkeit der Konservativen, auch im letzten Augenblick noch mit der Regierung zu gehen, konnte nützlich werden und ihnen in den Kreisen der Parteigenossen bei den nächsten Wahlen schwerlich viel schaden; sie bedeutete außerdem eine gewisse Verlegenheit für die Nationalliberalen, denen eine unbequeme Entscheidung zugeschoben wurde, und diese war für die Landtagsfraktion, die zwischen den Wünschen und Interessen der Großindustrie und der mehr rechts gerichteten Elemente einerseits, den Jungliberalen und den außerpreußischen Einflüssen andererseits hin und her gezerrt wurde, wahrlich nicht leicht. Die Konservativen haben jedoch — und das war von ihrem Standpunkt aus sicherlich der klügere Entschluß, in dem man wohl wieder den politischen Scharfblick des rücksichtslos geradeaus gehenden Herrn v. Heydebrand erkennen darf — auf die kleinen parteitaktischen Augenblicksvorteile verzichtet und sich auf den einfachen Standpunkt zurückgezogen, daß man der Regierung gern so weit als möglich entgegengekommen sei, nun aber die Grenze erreicht sehe. Diesem Standpunkt hatte die Fraktion durch Anträge Ausdruck gegeben, die die Herrenhausbeschlüsse in wichtigen Punkten abändern sollten und die außerdem das Mittel waren, von dem Zentrum so weit abzurücken, wie es die Situation in diesem Augenblick erforderte. Erleichterten Herzens konnten nun auch die Nationalliberalen ihre Absage an die Herrenhausfassung der Vorlage erteilen, ohne

jetzt aus den Wirkungen dieser nur selbstverständlichen Stellungnahme einen innern Zwiespalt oder sonstige Unannehmlichkeiten befürchten zu müssen. Die Verwirrung, die durch die letzte Stellung der Parteien und die neuen Anträge geschaffen war, bedeutete in diesem Falle eine Wohltat. Sie fand in den Abstimmungen ihren Ausdruck und erleichterte der Regierung die Erklärung, daß sie nun die Vorlage zurückziehe. So ging die Sache zu Ende, ohne daß es zu neuem, heftigem Streit oder zur Verschärfung der Parteigegensätze gekommen wäre. Und das war jedenfalls das Beste dabei.

Man kann nun fragen: Was weiter? Es gibt auch jetzt, wie gewöhnlich in solchen Fällen, Politiker, die die Frage eines Ministerwechsels aufwerfen, nach der parlamentarischen Theorie, daß ein Ministerium, das in einer wichtigen Frage einen Mißerfolg habe, den Platz räumen müsse. Abgesehen davon, daß diese Theorie in den preußischen Traditionen niemals Anerkennung gefunden hat und daß ferner die Wahlrechtsvorlage gar nicht in dem Sinne, wie es dabei vorausgesetzt wäre, ein ureigner Gedanke des Ministeriums Bethmann ist, muß auch jede ernste Überlegung zeigen, daß ein Rücktritt des jetzigen Reichskanzlers wegen des Scheiterns dieser Wahlrechtsvorlage gar keinen Sinn haben würde. Mehr darüber zu sagen, lohnt wirklich nicht der Mühe. Ferner ist von der Auflösung des Abgeordnetenhauses gesprochen worden. Dieser Gedanke wäre natürlich unter Umständen einer ernstern Erwägung wert gewesen, und es ließe sich viel zu seinen Gunsten sagen, aber auch das hat gegenwärtig keinen aktuellen Wert, weil die Regierung in Wirklichkeit nicht daran denkt, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Das ist ja natürlich klar, daß die Agitation für die Wahlrechtsreform im Lande weitergehen wird. Ob aber die letzten Erfahrungen gerade dazu beitragen werden, diese Agitation lebhafter und schärfer zu gestalten, als es ohnehin — auch nach Annahme des jetzt gescheiterten Entwurfs — geschehen wäre, erscheint zweifelhaft. Etwaige Landtagswahlen in Preußen unter der Parole des Wahlrechts würden nicht viel an der Tatsache ändern, daß die eigentliche Entscheidungsschlacht doch erst bei den Reichstagswahlen des nächsten Jahres geschlagen wird. Und wenn die Befürchtungen eintreffen, die wohl mit Recht für diese Wahlen zu hegen sind, dann kann es sehr leicht so kommen, daß die darauffolgenden Landtagswahlen in Preußen eher ein Korrektiv bringen als ein gleiches Ergebnis, und die Regierung hat keine Veranlassung, das durch Vorwegnahme der Wahlen zu vereiteln. Unter solchen Umständen wird man auch nicht erwarten dürfen, daß sich die Regierung mit der Wiederholung des jetzt mißglückten Versuchs allzusehr übereilt. Wer übrigens in der Entwicklungsgeschichte der Staaten Bescheid weiß, wird sich sagen, daß der Mißerfolg eines Reformversuchs dieser Art nichts Besonderes oder Auffallendes ist. Im Gegenteil: politische Unternehmungen dieser Art glücken fast nie beim ersten Anlauf. Am nur ein Beispiel kurz anzudeuten: man denke an die Parlamentsreform in England! Man wird auch bei uns jetzt der Lage gegenüber die nötige Kaltblütigkeit bewahren müssen.

In der auswärtigen Politik ist diesmal nichts von Bedeutung zu verzeichnen. Zu Beginn der vergangenen Woche sahen wir uns den Versuchen eines Teils der ausländischen Presse gegenüber, die Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem französischen Minister des Auswärtigen, Bichon, zu allerhand Kombinationen und Erörterungen auszunutzen. Eine halbamtliche Erklärung hat sogleich festgestellt, daß die Unterredung des Kaisers mit Bichon nur den Charakter einer allgemeinen freundlichen Begrüßung hatte, wobei der Kaiser nur seine Friedensliebe betonte. Auch ohne diese Feststellung hätten sich die Verbreiter jener Sensationen bei einigem Nachdenken sagen können, daß die Gelegenheit und die Dauer des Gesprächs

es unmöglich machten, daß der Deutsche Kaiser gleichsam aus dem Handgelenk schwierige Einzelfragen zur Sprache und zum Abschluß brachte, über die gleichzeitig in seinem Auftrage von Regierung zu Regierung lange und zähe verhandelt wird. Das sind denn doch zu naive Auffassungen von der Behandlung internationaler Fragen, bei denen es sich um verwickelte wirtschaftliche Einzelinteressen handelt. Es wäre ja sehr nett, wenn sich dergleichen in freundschaftlichem Gespräch zwischen Monarchen und Minister, losgelöst von allem lästigen Aktenmaterial, etwa während des Nachtsches beim Zerteilen einer Apfelsine machen ließe. Aber die rauhe Wirklichkeit sieht anders aus. Auch die deutschen Interessen in Marokko oder Persien lassen sich nicht regeln, indem bei einer Beisehungsfeyerlichkeit der Kaiser auf einen französischen Minister zuschreitet und ihm mit herzlichem Händedruck einige Freundlichkeiten sagt.

Antikes in neuer Form. Mit dem am 24. März im Alter von sechs- undfünfzig Jahren nach langem schweren Leiden verstorbenen Professor Josef Maria Stowasser ist ein eigenartiger klassischer Philologe von uns gegangen. Was ihm besonders das Gepräge aufdrückte, war eine seltene Beherrschung der Sprache und der Form.

Im Jahre 1903 ward uns eine höchst angenehme Überraschung zuteil. Ein dünnes Büchlein verließ die Presse, das den unwiderleglichen Beweis dafür erbrachte, daß Wien einen echten, vollwertigen Dialektdichter in seinen Mauern beherbergte. Als wir — eine ziemlich geraume Weile ist seither verstrichen — die Schulbank der Wiener Alma mater drückten und auch außerhalb der heiligen Hallen der Universität öfter miteinander verkehrten, hätte ich mir nie und nimmer träumen lassen, daß er sich eines schönen Tages als Dichter entpuppen werde. Unsere Wege gingen auseinander, ich verlor ihn aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn. Er blieb mir unvergessen. Ich interessierte mich für die „Dunkeln Wörter“, an denen er seinen Scharfsinn geübt, ich interessierte mich auch für die von ihm vollbrachte gewaltige lexikalische Tat, für sein auch als wissenschaftliche Leistung bedeutendes lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, durch das er sich auch die Anerkennung des Auslandes erwarb, und 1903 erschienen die „Griechischen Schnadahüpfeln“, in denen er sich an den Distichen der sogenannten Anthologie versuchte. Er verfocht den Gedanken, daß der deutsche Übersetzer der griechischen Distichen sie, um sie dem Volksempfinden nahe zu bringen, in Schnadahüpfeln verwandeln müsse. Er stützte sich darauf, daß dem alten „Zweizeiler“ bei uns der „Bierzeiler“ metrisch völlig entspricht, daß die Tektonik beider Strophenformen die gleiche ist, beide in die zwei charakteristischen, einander entgegengesetzten Teile zerfallen, die Schiller mit seinem rhythmischen Gefühl im Distichon über das Distichon herausfand, und daraus folgert er, daß das griechische Epigramm im weitesten Sinne des Wortes am naturgemähesten durch die Schnadahüpfeln wiedergegeben wird. Theodor Gomperz zieht dieser Schlußfolgerung Schranken. Er entgegnet dem Verfasser vollkommen zutreffend, daß seine Behauptung nur dort haltbar ist, wo der Ton der Distichen ein volkstümlicher ist, daß sie jedoch ihre Haltbarkeit verliert, sobald es sich um Kunstdichtungen handelt, sobald jene Gelegenheitsgedichte nicht der Ausdruck naiven Empfindens sind, was bei einer großen Zahl der in der Anthologie gesammelten dichterischen Erzeugnisse der Fall ist. Und er fügt treffend hinzu: „Nicht gar selten widerlegt Stowasser, ohne es zu wollen, sich selbst, indem er solch ein kleines Kunstgedicht zuerst in die deutsche Schriftsprache und dann in die österreichische Mundart übersetzt, in der sicheren Überzeugung, daß der Leser nur in der letzteren Übertragung die richtige und angemessene Wiedergabe des

Originals erkennen werde. Der Leser fällt aber das entgegengesetzte Urteil. Er findet zum Beispiel, daß das Platon zugeschriebene, zum Preis eines schönen Jünglings gedichtete Epigramm im Versmaß des Originals und ins „Bosfische“ übersetzt, wie Stowasser sich spöttisch ausdrückt, einen reineren und treueren Eindruck hervorbringt als im Gewande der Mundart unserer Landsleute.“

Stowasser begnügt sich indes nicht mit rein formellen Argumenten, sondern führt auch andere, innerlichere ästhetische Erwägungen ins Feld. Sie gipfeln darin, daß dem Griechen das Distichon zunächst volkstümlich, sangbar und ein bequemes Ausdrucksmittel für alles war, sobald der Gedanke nur eine Zweiteilung zuließ. An der ganzen Stufenleiter menschlicher Empfindungen, die in der kleinen Lyrik ihren Ausdruck finden können, habe sich das Distichon rühmlich bewährt, Liebe und Haß, Spott und Klage, Lehrsprüche ernstester Weisheit und toller Eulenspiegelerei, das alles gehe durch die vier Halbzeilen in buntem Wechsel. Ebenso sei es mit unseren Vierzeilern bestellt. Sie seien auch uns, sofern wir noch volkstümlich empfinden können und „nicht ganz untergetaucht sind in der Sintflut des Papierdeutschen“, das passendste Mittel zum Ausdruck jeglicher Stimmung und Empfindung, in ihnen offenbare sich die poetische Kraft des bayerisch-österreichischen Volkes in kristallheller Reinheit, sie seien dermalen leider die einzige Form wirklich poetischen Schaffens der Volksseele geblieben. Wir erlauben uns selbst auf die Gefahr hin, zum Bildungspöbel gezählt zu werden, Stowasser nicht ganz beizupflichten. Wir sind der Meinung, daß die Schnadahüpfeln höchstens lyrische Motive, kaum jedoch Lieder zu nennen sind, und daß es viele hochdeutsche Dichtungen gibt, in denen die Volksseele klar und deutlich sich spiegelt, plastisch aufgelöst ist.

Es ist charakteristisch, daß Adolf Pichler in der Erzählung „Der Riesenjohn“ einen Tiroler Gutsbesitzer schildert, der auf der Alm den Sennern nach des Tages Mühlen die Odysee, Macbeth und Hermann und Dorothea vorlas. Die Odysee übersetzte er vom Blatte weg aus der Ursprache und bequemte sich dabei, indem er die Griechenland eigentümlichen Lokalfarben milderte, den Verhältnissen seiner Zuhörer an. Und mit welchem Erfolge? „Hättet ihr ihn gesehen in diesem Kreise, wie würdet ihr ihn beneidet haben! Nie horchten die Leute mit solcher Andacht einer Predigt: endlich kamen die Senner oft stundenweit aus den umliegenden Almen, und als er fertig war, haten sie ihn, er solle doch die Geschichte von dem Sauhirten mit dem spaßigen Namen noch einmal vortragen. Das Hirtenleben auf Itzaka wurde hier zur unmittelbaren Gegenwart.“

Wenn wir uns aber auch mit Stowassers Theorie nicht ganz befreunden können, so müssen wir doch seiner Praxis uneingeschränktes Lob spenden. Er ist ein Meister der Übersetzungskunst oder eigentlich, richtiger gesagt, der Kunst, die alten griechischen Distichen nachzuempfinden, nachzufühlen, sie mit Geist von seinem Geiste, mit den Schwingungen der österreichischen Volksseele zu durchsetzen, sie in neue Schläuche zu füllen. Die Übersetzung ist ihm gewissermaßen nur ein Vorwand, sein glühendes und blühendes Innenleben, das mit der Volksseele eng verwachsen und verwoben ist, poetisch ausklingen zu lassen.

Zu Weihnachten des verflossenen Jahres war es uns wieder vergönnt, den volltönenden Akkorden des eben Heimgegangenen zu lauschen. Knapp vor dem Feste erschienen nämlich die reifsten und reichsten Früchte seiner außerordentlichen Sprachgewandtheit und seines kongenialen, von feinsinniger Anempfindung zeugenden Nach- und Umdichtens, die zwei Bände „Griechen- und Römerlyrik“ (Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg). Als Motto prangt über ihnen das schöne Wort Mommsens an Henzen: „Wollen Sie eins bedenken: Es gilt doch vor allem,

die Alten herabsteigen zu machen von dem phantastischen Kothurn, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, sie in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, geägt und gezimmert, phantasiert und geschwindelt wird, den Lesern versetzen — und darum mußte der Konful ein Bürgermeister werden usw.“

Stowasser stellt an den Übersetzer von heute eine höhere Forderung: „Nicht mehr slavisch Wort für Wort ohne Rücksicht auf das eigene völkische Bewußtsein hat er zu übertragen, er muß umdichten, eindeutschern, d. h. in seiner eigenen Muttersprache nach deren historisch entwickeltem Dicht- und Sprachgebrauch Gedichte schaffen, die zwar den Geist der fremden Vorlage wiedergeben, aber alles unnötige Fremdartige rücksichtslos ausscheiden.“ In der Tat kann nur solche Wiedergabe des Fremden im deutschen Gemüt den Widerhall wecken, den die Urlieder einst im sonnigen Hellas fanden.

Stowasser hat in verständnisinniger Würdigung des modernen Empfindens bei seiner Arbeit zwei Geboten des größten Meisters in der Übertragungskunst, Friedrich Rückerts, Høreessfolge geleistet, von denen das eine warnt:

„Halte dich einfach an den Text,
Nicht was in Noten wird gekleckt“,

während das andere lautet:

„Jede Menschenbrust wird hegen
Ungefähren Gleichgehalt;
Aber um sich darzulegen,
Fordert er die Wohlgestalt.
Das Geheimnis der Gestaltung
Hat voraus des Dichters Keim,
Der in euch bringt zur Entfaltung,
Was ihr selber trägt im Keim.“

Darum ist es ihm unter anderem gelungen, Pindars Hymnen dem deutschen Geist und Ohr zugänglich zu machen, — eine Aufgabe, an der bisher noch jedes Bemühen gescheitert ist. Curtius-Geibel in ihrem „Klassischen Liederbuche“ haben die Plinte einfach ins Korn geworfen und auf Pindar ganz verzichtet — offenbar durch die Schwierigkeit der Sache abgeschreckt. Das kommt Stowasser so vor, wie wenn jemand die mittelhochdeutsche Lyrik mit Ausschluß Herrn Walthers sammelte, — wie ein Kumpf ohne Kopf.

Man merkt es der Übertragung des Psalters der Griechen und Römer nicht an, daß sie ein Schmerzenskind, das Werk eines im Spital gebrochen daniederliegenden, an Hand und Fuß gelähmten Dichters ist. Was ihn auf der Matragengruft aufrecht hielt, war die einzige Trösterin der Beladenen, die heilige Arbeit. Zu unserer größten Freude hatte er die Gemühtung, daß sein Lebenswerk allenthalben mit Begeisterung aufgenommen wurde, überall die verdiente Würdigung erfuhr. Der prächtige Schulmann mit dem treuen goldenen Herzen und dem goldenen Humor, an dem ganze Schülergenerationen mit Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit hingen, hat uns ein teures Vermächtnis hinterlassen.

Bernhard Münz

